

Illyrisches Blatt

zum

Nutzen und Vergnügen.

47

Freitag, den 23. November 1827.

Der kluge Hund.

Es mochte ungefähr ein Jahr nach Beendigung eines hartnäckigen Krieges verlossen seyn, als eines Tages vor dem Pallaste des Feldmarschalls, Grafen L., welcher nach seiner siegreichen Rückkehr zum Statthalter ernannt worden war, eine Kutsche vorfuhr, und ein Bedienter die Gutsbesitzerin S. aus dem bekriegten Nachbarstaate anmeldete. Graf von L. ließ sie zu sich herauf kommen, worauf den die Gutsbesitzerin, in Begleitung eines gemeinen Mannes, der einen kleinen Hund unter dem Arme trug, aus dem Wagen stieg, und in den Pallast ging. Die Dienerschaft des Statthalters versuchte zwar, diesem Begleiter mit seinem Hunde den Eintritt zu verwehren, die Gutsbesitzerin aber bestand darauf, daß er ihr folgen müsse, weil sie eben des Hundes wegen mit diesem Mann in Streit gerathen sey, und dieserhalb die Entscheidung des Statthalters selbst in Anspruch zu nehmen beabsichtige. Von dem Grafen von L. zuvorkommend empfangen, entschuldigte sie sich zuvörderst wegen ihrer auffallenden Begleitung, und eröffnete ihm hierauf, daß sie seinen Beystand gegen diesen gemeinen Menschen sich erbitten müsse, der ihr einen Hund vorenthalten wolle, welchen man ihr während des Krieges auf ihrem Gute geraubt, und für den sie, da sie ihn zufällig hier wieder gefunden und erkannt, bereits die Summe von 6 Carolinen als Ersatz gebothen habe.

Der Statthalter fragte hierauf den Mann, welcher als Hausknecht in dem Gasthose diente, wo die

Dame abgestiegen war, auf welche Weise er zu dem Hündchen gekommen sey, und weshalb er es für jenes unverhältnißmäßig hohe Geboth nicht verkaufen wolle? — Der Mann wußte über die Erlangung des Hundes nur sehr unbefriedigende Auskunft zu geben, erzählte, daß er ihn mehrere Meilen von der Hauptstadt auf der durch einen Wald laufenden Landstraße von einem unbekanntem Mädchen einst gekauft habe, gab als Grund seiner Weigerung die vielen und seltenen Kunststücke an, welche der Hund zu machen verstehe, und versicherte, daß, seit der Ruf des klugen Hundes sich verbreitet habe, der Zuspruch in dem Gasthose seines Dienstherrn viel größer geworden sey, auch die Trinkgelder, welche er des Hundes wegen erhalten, bereits die ihm von der Dame angebotene Summe überstiegen hätten. Er schloß endlich mit der festen Erklärung, daß der Hund ihm jetzt einmahl gehöre, und er ihn eben so wenig verkaufen wolle, als die Dame ihr früheres Eigenthumsrecht auf denselben zu beweisen im Stande sey.

„Ich will es Euch bald an dem unvernünftigen Thiere erkennen lassen, daß es mir zugehört!“ sprach die Gutsbesitzerin, und hatte auch kaum den Hund bey seinem wirklichen Nahmen Fidele gerufen, als derselbe, so fest ihn auch immer der Mann zu halten versuchte, alle seine Kräfte anstrengte, um sich von ihm los zu machen, ja endlich selbst ihn in den Arm biß, und, hierdurch frey geworden, betelnd und winselnd an der Dame empor sprang, und auf ihre Winke und Worte viele seiner erlernten Kunststücke auf der

Stelle zum Besten gab. Die Dame nahm das Thier auf ihre Arme, liebte es und herzte es, und beschwor den Statthalter auf die rührendste Weise, ihr durch sein Ansehen und durch seine Macht, Vollkommenheit wieder zu dem Hunde zu verhelfen. Der Hausknecht hingegen verlangte sein Eigenthum zurück, forderte den Schutz des Statthalters gegen die zudringlichen Anmaßungen der fremden Dame, und drohte endlich, sich unmittelbar an die Königin wenden zu wollen, wo er sein Recht gewiß erlangen werde, zumahl die Königin selbst ein Weib sey, und also sich von Weiberthänen nicht rühren lasse.

Graf L. ließ hierauf den Hausknecht nebst seinem Hunde der Wache übergeben, führte die betrübte Dame in sein Cabinet, und eröffnete ihr hier selbst, daß er, in so fern sie ihr Gesuch nicht vielleicht noch mit andern Gegenständen zu unterstützen wisse, sie zu seinem Bedauern werde abweisen müssen, weil der Hund jetzt unstreitig das Eigenthum des Hausknechts sey, und sie ihn auch dann nicht wieder zurückfordern könne, wenn er ihr selbst während des Krieges, und sogar von dem jetzigen Besitzer mit Gewalt genommen worden seyn sollte, weil der Soldat auf die in Feindes-Land gemachte Beute ein wirkliches Eigenthumsrecht erlange. Als nun die Dame bey diesen Worten in Thränen ausbrach, gestand ihr der Statthalter unverborgen: er könne unmöglich glauben, daß ihre Traurigkeit einzig aus der Liebe zu dem Hunde entstehe, indem sie als eine junge Dame wohl andere Gegenstände finden werde, an welche sie ihr Herz hängen könne. Er sey daher vielmehr der Überzeugung, daß hier ein wichtiges Geheimniß obwalte, und den Besitz des Thieres bedingen müsse, und er wünsche, daß sie ihn ihres vollen Vertrauens werth halten möge, damit er sie mit Rath und That unterstützen könne.

Die Dame gestand ihm, daß sein Scharfblick die wahre Ursache entdeckt habe, zögerte nun auch nicht länger, den Statthalter zum Vertrauten ihres tiefen Kummers zu machen, da er selbst mittelbar und im Laufe des Krieges die Veranlassung dazu gegeben, und erzählte im hierauf Folgendes:

Als die feindliche Armee unter dem Befehle des Feldmarschalls L. mehrere große Vortheile errungen

hatte, wurden die Besitzungen der Dame der Schamplag des Krieges. Die Armee, welche sich dem Feinde entgegen stellen wollte, quartierte sich in den umliegenden Dörfern ein, und die Generale legten sogar ihr Hauptquartier in das Schloß der Dame.

Die junge Gutsbesitzerin selbst befand sich damals in einer sehr bedrängten Lage. Vor kaum einem Jahre war ihr Gatte gestorben, und hatte sie mit ihrem 44jährigen Sohne allein und ohne Schutz in dieser schweren Zeit gelassen. Zwar fehlte es an Männern nicht, die um die Hand der schönen Witwe warben, und besonders hatten mehrere arme Bettern ihres verstorbenen Vaters sich mit fast frecher Anmaßung deshalb an sie gedrängt, da ihr kleiner Sohn, der einzige Erbe des Majoratsgutes war, und es sich deshalb wohl der Mühe verlohnte, eine ziemliche Reihe von Jahren sein Stiefvater zu werden. Allein die Gutsbesitzerin hatte jede Bewerbung standhaft zurückgewiesen, war, trotz ihrer Jugend, fest und würdig auf ihrem Platze stehen geblieben, und hatte hierdurch manches Ubel des Krieges, wie ein guter Geist, zu erleichtern und abzuwenden gewußt, bis das Schloß der Gutsbesitzerin erstürmt wurde. — Während nun hierbey die zügellosen Sieger das kostbare Gebäude plünderten und in Brand steckten, während die Dienerschaft der Gutsbesitzerin den grausamsten Mißhandlungen zu entfliehen suchte, verbarg sie selbst mit ihrem Kinde und dem kleinen Hunde sich in einem ganz entlegenen unterirdischen Gemache, und verharrte hier unentdeckt so lange, bis endlich an die Stelle des gräßlichen Tobens über ihr eine bange Todtenstille eintrat. — Da wagte sie aus ihrem Verstecke sich hervor, um Hilfe für sich und ihr vor Hunger weinendes Kind zu suchen, und sank, als sie um sich her nichts als rauchende Trümmer erblickte, trostlos an der Stätte nieder, wo sonst die Schloß-Capelle gestanden hatte, von der nur noch ein Stück des Bogens, der sich über dem Altare wölbte, und die Reste des halbverbrannten großen Christus-Kreuzes, welches jetzt verkohlt am Boden lag, zu erkennen war. Kaum aber hatte sie hier gebethet, und das weinende Kind selbst weinend an die Brust gedrückt, als ein feindlicher Soldat hinter einem Pfeiler hervor auf sie zusprang, sein Gewehr anlegte, als wollte er

es auf sie losdrücken, endlich aber wieder davon abließ, zu ihr näher trat, und sie in rauhem Tone befragte, ob sie selbst die Gutsbesitzerin sey? und da sie es erstrocken bejahte, ihr das Kind mit Gewalt aus den Armen riß. — Bitten, Beschwörungen, Versprechungen, nichts half. Der Soldat blieb taub, und rannte mit dem Kinde fort, die Mutter aber ihm nach, in ihrer Angst den kleinen Hund auf ihn anhebend, der ihn auch wirklich tapfer ansah, während sie selbst, zur Verzweiflung getrieben, den Räuber bey den Haaren zu fassen, und fest zu halten versuchte. Der Soldat aber gerieth hierüber in Wuth, und indem er das schreyende Kind mit der einen Hand festhielt, schlug er mit dem Flintenkolben wüthend um sich her, und verfezte der Gutsbesitzerin hierdurch einen solchen Stoß auf die Brust, daß sie ohnmächtig zu Boden sank, und hier bewußtlos liegen blieb, bis sie von ihren rückkehrenden Leuten endlich aufgefunden wurde. Zwischen Tod und Leben ringend, brachte man sie zu den nächsten Anverwandten ihres verstorbenen Gatten, wo sie nach mehreren Tagen erst wieder zu sich selbst kam.

Die Verwandten waren zwar möglichst bemüht, das geraubte Kind, wieder aufzufinden, oder doch irgend eine Nachricht von ihm einzuziehen, leider! war aber nur das blutige Kleidchen dessen erlangt, welches man unweit des zerstörten Schlosses aufgefunden haben, und woraus man mit Gewißheit schließen wollte, daß jener Soldat das Kind späterhin umgebracht haben müsse. Was ihn jedoch zu einer so schaudervollen That bewogen, blieb unerklärlich. Eine andere Spur von dem Kinde war nirgends aufzufinden, und auch der Hund blieb verschwunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Liegerjagd in Indien.

Wir hörten, daß ein Lieger fünf Meilen von uns in einem Zuckerrohrfeld gesehen worden sey, und sogleich wurden die Elephanten angeschirrt, und wir ritten ab. Dennison saß auf einem Elephanten, welcher zur Jagd abgerichtet war, und den das Schießen nicht mehr schreckte; Niago und ich auf einem andern, dem der Austritt ganz neu war. In

der Howdah (Haube, Thurm auf dem Rücken des Elephanten) fanden wir drey mit Kugeln geladene Flinten, ein Paar Pistolen und zwey Speere. Hunderte von Eingebornen, meistens mit Speeren bewaffnet, kamen während unseres Marsches herbeigeläufen, und schienen so vielen Antheil an der zu erwartenden Unterhaltung zu äußern, als unsere Bauern in England bey einer Fuchsjagd. Wir hatten nicht einen einzigen Hund bey uns, und dieß war gar nichts Auffallendes; denn wenn es auch in Ober-Indien eine Zucht Hunde geben mag, die zu dieser Jagd taugt, so sind dagegen in ganz Süd-Indien die Hunde so elend, daß man sie zu nichts brauchen kann, und englische Jagdhunde sogar, die man bey ihrer Ankunft zu Calcutta oft mit hundert bis hundert und fünfzig Pistolen zu bezahlen pflegt, arten, wie alle andern europäischen Thiere, in wenigen Monaten aus. Der Zusammenlauf einer großen Menge Eingeborner bey einem Zuckerrohrfelde und das Klettern einiger Jünglinge auf nahebestehende Kokosbäume zeigte uns an, daß wir an Ort und Stelle gekommen waren. Auch unsere Elephanten witterten den Feind schon aus großer Ferne und zeigten dieses auf verschiedene Weise an; der unsrige wurde sehr unruhig, schnaubte, brüllte, stand still und schien umkehren zu wollen, während der andere mit hochgeschwungenem Rüssel und bligenden Augen seinen Schritt beschleunigte. Endlich wurden wir des Thieres ansichtig; es kauerte unter dem Zuckerrohr, und auf ein gegebenes Zeichen feuerten wir alle zugleich. Es erfolgte eine Todtenstille, und wir wollten eben wieder laden, als ein lautes gräßliches Gebrüll uns verkündete, daß wir getroffen hatten. Dennisons Elefant stand ruhig gefast mit aufgehobenem Rüssel da, bereit sich zu vertheidigen oder anzugreifen. Nicht so der unsrige; das arme Thier zitterte am ganzen Leibe und rannte mit unglücklicher Schnelligkeit und einem Beschrey, gleich dem Schmettern einer Trompete, mit uns davon. Unsere Lage war kritisch; wir hatten die größte Mühe, unsere Sitze zu behaupten; der schwerfällige Lauf des Thieres warf uns gegen, und übereinander, und wir dankten dem Himmel, als es endlich so weit ruhiger wurde, daß wir uns umsehen konnten.

Der Anblick war wirklich schön; der Zieger, sich in grimmigem Muth nach seinen Verfolgern umsehend, um die Seiten mit dem Schweife schlagend, flog mit mächtigen Sprüngen über die Ebene nach einem Gebüsch zu, wohin ihm Dennison auf seinem Elephanten und die Indier zu Fuße im vollem Laufe nachsetzten. Mit Mühe wandte der Treiber unser Thier herum; sein Blick gab zu erkennen, daß es an dem Ausritte eben so großen Antheil nahm als wir, aber keine Macht in der Welt schien es vorwärts bringen zu können. Wir entschlossen uns also kurz, sprangen von seinem Rücken herab, und liefen, Jeder mit einer Flinte versehen, unserm Freunde nach, und erreichten ihn bey dem Walde, wo sich der Zieger in einem dunkeln Winkel verkrochen hatte. Dennison ließ seinen Elephanten sich niederblicken, und wir stiegen an der Leiter in sein Howdah, wo wir alle Raum genug fanden. Während wir dem Zieger im Angesicht blieben, feuerten mehrere Indier von hinten her beständig auf ihn, um ihn herauszutreiben, und ein fürchterliches Heulen, das er von Zeit zu Zeit hören ließ, zeigte an, wie oft er verwundet wurde. Endlich trieb ihn der Schmerz zur Verzweiflung; er stieß aus Neue ein durchdringendes Geheul aus, und sprang nun mit schauererregendem Gebrülle, feuersprühenden Augen und offenem Rachen bis auf zehn Schritte von unserem Elephanten hervor, welcher immer, den Rüssel in der Höhe, seiner gewartet hatte. Eine Minute lang standen beyde Thiere mit offenem Munde einander gegenüber und maßen sich mit grimmigem Blicken; jetzt schoßen wir, und zu gleicher Zeit sprang der Elephant vorwärts, und versetzte dem Zieger, welcher sich eben auf uns werfen wollte, einen so derben Schlag mit dem Rüssel, daß er zu Boden stürzte; hierauf hob ihn unser Verbündeter mit unglaublicher Schnelle und Behendigkeit in die Höhe, und drückte ihn so mit dem Fuße, daß ihm das Eingeweide aus den Wunden hervordrang, während die Indier ihm mit ihren Speissen den Gar aus machten, und die Stiche mit wilder Freude noch fortsetzten, als das Thier schon todt war. Das Jammergebrülle des sterbenden Thieres war wirklich schmerz-

lich anzuhören und erregte unwillkürlich unser Mitleiden. Bewunderungswürdig war die Sorgfalt, womit der Elephant seinen Rüssel in Acht nahm, so wie die außerordentliche Geschicklichkeit, Genauigkeit und Unwiderstehlichkeit seiner Angriffe, gepaart mit der Kaltblütigkeit und Klugheit, dem hohen Muth und dem vollkommenen Bewußtseyn, womit er alle seine Bewegungen ausführte. Wohl darf man sagen, der Elephant ist ein Wunder der Schöpfung.

M i s c e l l e n.

In Weimar wurde neulich ein schauerliches Nachtstück aufgeführt, wie nur irgend ein französisches Melodrama der neuesten Uebersetzung. Heulen und Zähneklappern — wenigstens das letztere — war die Wirkung im Publikum. In dem Leichenhause waren die irdischen Reste einer Frau zur Beobachtung der Aerzte aufgestellt. Ihre schönen Zähne reizten die Speculation eines dortigen Zahnarztes. In der Nacht vor ihrem Begräbniß ging er dahin. Seine ärztliche Qualität und die Arglosigkeit des Leichenwärters verschafften ihm Einlaß. Die Schauer des Orts, die heilige Scheu vor dem Todten, hinderten ihn nicht, mittelst einer schrecklichen Operation, der nach schweren Leiden in Todesruhe Versunkenen die schönsten Zähne zu rauben, um sie gelegentlich mit Vortheil einem blühenden Munde einzuverleiben. Der über den Frevel mit Recht empörte Gatte der Dahingeschiedenen hat eine Kriminalklage dafelbst eingeleitet. Da der Held des Stückes der schönen Welt bisher ex officio auf den Zahn fühlte, so mag er mit dieser Katastrophe nicht sehr zufrieden gewesen seyn, da nun seine Zähne ganz außer Cours sind. — Ein geschickter Kupferstecher hat ein Karrikaturbild zu dem Schauspiel geliefert, das mit englischem Humor ausgeführt seyn soll. Dem mitternächtlichen Zahn-Operateur steht da der „Samiel“ des „Freyschützen“ zur Seite, und klopft ihm beypfällig auf die Schultern mit den Worten: „Das ist mein lieber Sohn“ u. s. w.